

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



19. Jahrgang 1919.

Nr. 6.

Liebe.

Skizze von Paul Bliß.

(Nachdruck verboten.)

Sie war das einzige Kind eines alten Landpfarrers, und da sie die Mutter früh verloren hatte, war sie von Jugend an einsam gewesen und fast nur auf den Umgang mit ihrem alten Vater angewiesen. Zwar hätte sie im Dorfe und auch auf dem Gutshofe Gespielinnen und Freundinnen genug finden können, aber sie hatte sich niemals anzuschließen vermocht, sie fühlte und empfand anders als die jungen Mädchen, die sie kennen lernte, und auch ihre Bildung, dank ihrem alten Vater, war tiefer und reicher als die der Gespielinnen. So blieb sie einsam und fast nur allein mit ihrem Vater.

Natürlich war man im Dorfe und auf dem Gutshofe nicht sonderlich erfreut darüber und schalt sie stolz und eingebildet, und da sie sich infolgedessen nur immer noch mehr von jeder Gesellschaft fern hielt, erfand man allerlei böse und oft recht häßliche Geschichten, um sie zu kränken.

Sie aber lächelte nur immer dazu, und wenn der alte Vater kam, ihr Trost zuzusprechen, daß sie sich nicht darüber ärgern sollte, dann antwortete sie auch ihm nur mit demselben würdevollen Lächeln, — nein, all das konnte sie nicht kränken, dazu stand sie zu hoch über all dem Gerede, aber bitter und weh tat es ihr, daß ihre Menschenverachtung dadurch immer zunahm, und daß sie immer mehr fühlte, wie sie an diesem Orte vereinsamen werde.

Einen Trost freilich gab es für sie: der alte Vater. Für ihn allein lebte sie, um seinetwillen duldete sie alles, ihm wollte sie die letzten Jahre seines Lebens verschönen. Aber sie war einundzwanzig Jahre und hatte noch nie geliebt.

Ihr Wuchs war schlank, doch kraftvoll, ihr Gesicht war nicht hübsch, doch interessant, ihr kluges Auge konnte auch manchmal träumen, und dann leuchtete eine verzehrende, brennende Sehnsucht daraus hervor, ein Sehnen nach etwas, das sie ahnte, das in ihr lebte, nach etwas Wunderbarem, Schönerem, für das sie keine Worte fand, auch keine finden wollte — und dann konnte es kommen, daß sie die Hände in den Schoß legte und leise zu weinen begann, — süße, selige Empfindungen durchschauerten sie, die Sinne waren wie umnebelt, und die Phantasie führte sie fort in ein Traumland, in nie gekannte Gefilde von Seligkeit und prangender Schönheit.

So fand sie manchmal der alte Vater. Dann legte er ihr die welke Hand auf den Scheitel und küßte ihre Stirn und sagte mit milder Stimme: „Laß nur, mein Kind, auch du wirst das Glück noch einmal finden, erhalte dir nur dein reines Herz, das allein gibt die Seelenruhe.“

Und die Tochter sah ihn an mit großen fragenden Augen. — Aber es wurde nichts mehr gesprochen.

Der Frühling war da. Wie über Nacht hatte der warme Regen junge Triebe und grüne Halme in Unzahl hervorgezaubert.

Langsam ging die Pfarrerstochter durch das Feld. Sie kam an eine Wiese; Tausende von kleinen Primeln und Sternblumen blühten und an den Grashalmen funkelten glitzernde Perlen.

Da hörte sie Schritte neben sich. Sie drehte sich um. Neben ihr stand ein junger Mann.

„Ich habe wohl die Ehre, Fräulein Walter?“

„Mein Name ist Kersten“, stellte er sich nun vor, nahm eine militärisch stramme Haltung an und schlug die Hacken zusammen. „Ich habe mir soeben die Ehre gegeben, dem Herrn Pfarrer, Ihrem Herrn Papa, meinen Besuch zu machen, — ich bin der neue Privatförster des Gutsherrn, — seit vier Tagen im Amt, — wenn sie gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich ein Stückchen mit Ihnen gehen darf?“

„O, ich bitte“, — sie sagte nichts weiter und sie sah ihn an. Ein schöner Mann, dachte sie unwillkürlich. Und sie fühlte, daß sie leicht errötete.

Sie gingen nebeneinander. Er sprach von dem prächtigen Wald und dem reichen Wildbestand, den er hier gefunden, so daß er hoffen dürfe, sich hier recht wohl zu fühlen.

Er sprach fast allein. Sie war einsilbig und merkte, daß sie unsicher war.

An der nächsten Wegkreuzung empfahl er sich.

Und sie ging allein weiter.

Als sie nach Hause kam, erzählte ihr der Vater von dem Besuch des neuen Försters: „Ein netter Mensch, gefällt mir recht gut, nur ein wenig zu schneidig, soll übrigens ein Schwerenöter sein, hat mir der Inspektor eben erzählt, — der hat mit ihm zusammen gedient.“

Die Tochter sagte nichts zu alledem.

Seitdem war der Förster oft Gast im Pfarrhaus. Er spielte mit dem alten Herrn Schach und hatte für die Tochter jedesmal eine neue Aufmerksamkeit. Dem Pfarrer war er ein angenehmer Gesellschafter geworden und Sophie sah ihn lieber kommen als gehen. Sie hatte ihn längst in ihr Herz geschlossen und fand nichts dabei, wenn er sich manchmal einen Scherz mit ihr erlaubte.

Und so kam der Sommer ins Land.

An einem Spätnachmittag machte Sophie einen Spaziergang. Sie hoffte, dort den Förster zu treffen. Es war nichts verabredet, aber sie fühlte, daß er kommen würde. Und sie täuschte sich nicht. Nach einer Viertelstunde schon kam er ihr entgegen.

Er reichte ihr die Hand, und als sie seinen Gruß erwiderte, nahm er ihre Hand und küßte sie.

Schweigend duldete sie es. Ihr Herz pochte zum Zerispringen.

Arm in Arm gingen sie durch den blühenden, singenden Wald. Und er sprach kosende Liebesworte zu ihr.

Sie ließ alles geschehen. Sie ging wie in einem seligen Traum.

Unter einem blühenden Baum war ein lauschig verstecktes Plätzchen. Dorthin führte er sie. Und willig folgte sie ihm.

Als sie auf der Bank saßen, zog er ihren bebenden Körper an sich und küßte sie.

Da plötzlich sah sie auf und gewahrte in seinen Zügen ein überlegenes, ja ein fast spöttisches Lächeln.

Und da mit einem Schlage erwachte sie aus ihrem Traum.

Mit einem Ruck war sie frei und stand auf.

Erstaunt sah er sie an, aber als er ihr glühendes Gesicht sah, lächelte er wieder so spöttelnd überlegen, und versuchte, sie von neuem an sich zu ziehen.

Sie aber stieß ihn zurück und entfloß mit schnellen Schritten.

Und hinter ihr her erklang ein kurzes, hartes, spöttisches Lachen.

Daheim angekommen, warf sie sich aufs Bett und weinte bitterlich — — — ihr Traum war zu Ende.

* * *

Die Blätter fielen. Der Sommer ging zu Ende.

Der Förster kam nicht mehr ins Pfarrhaus. Er blieb von selbst weg, denn er ging jetzt auf Freierrücken. Eine reiche Bauerntochter war ihm verlobt.

Als der Pfarrer seiner Tochter die Verlobungskarte zeigte, lächelte sie nur und sagte: „Viel Glück!“

Sie konnte lächeln. Der Sturm in ihr war vorüber. Jetzt war sie frei und um eine große, wenn auch bittere Erfahrung reicher.

Ende September kam ein jüngerer Amtsbruder des alten Herrn, ein braver, sympathischer Mann. Sophie kannte ihn schon.

Er hielt um ihre Hand an.

„Ist es dein Wunsch, Vater?“

„Mein Kind, ich möchte dich versorgt sehen und in guten Händen wissen. Der Hellwig ist ein braver, guter

Mensch. Du wirst glücklich mit ihm leben, — aber drängen will ich dich nicht.“

Sophie überlegte. Der Vater hat recht. Sie kannte den jungen Pfarrer, man durfte ihm vertrauen, er war ein einfacher, stiller Mann, herzensgut.

Sie wurde sein Weib.

Schon im November mochten sie Hochzeit.

Es kam alles, wie sie es vorausgesehen hatte. Ein einfaches, stilles Heim, — ein Tag wie der andere, — ein guter, weichherziger Mann, der sich leiten ließ und mit allem einverstanden war, was sie tat und anordnete.

Da kam die Frühlingszeit wieder, und alles grünte und blühte und duftete in prangender Schönheit.

Sophie saß allein im Garten und schaute träumenden Auges in all die blühende Herrlichkeit, und weit fort trugen sie ihre Träume, weit fort in ferne, ferne Tage — — — und da, berauscht von all dem süßen Duft, halb betäubt fast, da erwachte mit einem Mal wieder, was so lange tot und vergessen war, — — — starr, mit träumenden großen Augen saß sie da, — alles, alles kam wieder, — all der heimliche Schmerz, all das stille, verhaltene Drängen, all die uneingestandene, wilde Sehnsucht nach starker, stürmischer Liebe, — — — und vor ihres Geistes Auge stand er wieder, der starke, wilde Förster, der Mann, den sie einst so heiß geliebt hatte in all seiner wilden Kraft und Schönheit. — — —

Da plötzlich stand ihr Gatte vor ihr. Erstaunt blickte er sie an. Ganz ratlos war er. Endlich fragte er zart und weich: „Frauchen, was hast du denn nur?“

Da schrak sie jäh zusammen. Zu Ende war der Traum.

„Fehlt dir etwas, Frauchen?“ fragte er noch einmal weich.

Im Nu war alles fort, fort, wie weggewischt, weit, weit fort.

Und sie stand auf, reichte ihm die Hand, und mit ganz leiser Wehmuth antwortete sie: „Mir fehlt nichts.“

Dann ging sie stumm an ihm vorüber ins Haus.

Erstaunt sah er ihr nach. Er verstand sie nicht. Und leise, wie bittend, rief er: „Sophie.“

Da wendete sie sich um, sah ihn lange an, und als er dann mit ausgebreiteten Armen zu ihr hintrat, umfing sie ihn mit einem heißen, langen Kuß. . . .



Maidämmerung.

Dem ersten Wehen muß der Winter weichen,
Die Primeln blendet Silbersonnensturz.
Verschämte Mädchen wollen sich die Hände reichen.
Sie recken sich; die Arme sind zu kurz.

Die grünen Spitzen sind verhaltne Raunen,
Erinnerungen aus verblaßten Tagen.
Sie ahnen nur ihr Wesen voll Erstaunen.
Die dünnen Blüten sind die ersten Fragen.

Der ganze Ather ist ein grünes Träufeln,
Kindlicher Sieg, ein Abgrundüberkreisen.
Wir zögern noch, uns hindert noch ein Zweifeln,
Da quillt es golden aus den Wolkenschleusen.

An Runenzeichen in den Tarushecken.
An dunkles Grün, umwolkt von altem Wissen,
Der Krokus will voll Scheu sein Gelb davor verstecken
Und weicht beschämt den keuschen Morgenküßen.

Schon basteln zwischen Buchenwurzeln Zwerge,
Und stumm entfalten Hoheit grüne Riesen.
Der Schwere Geist verläßt die jungen Berge
Und tanzt bekränzt auf taubepelsten Wiesen.

Kurt Saemann † (Wiesbaden).

Kriegsbilder aus dem Orient.

Von Oskar Seelig.

(Nachdruck verboten.)

III. Von Damaskus nach Berseba.

Zackige, finstere Felswände steigen ringsum auf, die im starken, weißen Mondlicht unheimlich leuchten und das Gebirge gewaltiger erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit ist. Wie geheßt eilt der Zug rassend und schnaufend zu Tal. In mächtigen Funkenfarben

stößt die Maschine den keuchenden Atem aus. Ein jinn-verwirrender Funkenanz beginnt vor den Fenstern. Immer schneller geht es zu Tal. In unaufhörlichen Windungen von Felsenecke zu Felsenecke, von Tal zu Tal zieht sich der Schienenstrang durch das Gebirge. Tunnels, Kehren, Viadukte, sumpfige Täler und drohende Berg-

hänge läßt der Zug in rasendem Tempo hinter sich. Einmal schweben wir auf einem längeren Viadukte und sehen tief unter uns den jungen Jordansfluß in weiten, weißschäumenden Sprüngen zu Tal eilen. Allmählich steigt aus den sumpfigen Tälern ein weißer Brodem auf, der am Bahndamm einen Augenblick stillhält, so daß es erscheint, als führe unser Zug auf einer in sich unruhig wogenden Wolke dahin. Dann hüllt sich Tal, Berge und Fluß in weißen Nebel ein, und ins Ungewisse geht die Fahrt weiter. Nur die Funkengarben der mit Holz geheizten Maschine tanzen unermüdlich vor den Fenstern in langen Feuerstreifen hin und her.

Am nächsten Morgen sind wir im „gelobten Land“. In unendlicher Fernsicht liegt eine fruchtbare Ebene. Die Ebene von Galiläa! Mit tiefer Ehrfurcht und einem leisen Staunen schauten wir auf das Land, in dem der Heiland der Welt gewandelt. Unwillkürlich hatten wir uns einen eigenen Rahmen für dieses ungeheure Geschehen ausgemalt, dem die Wirklichkeit, die wir vor uns sahen, nicht recht zu entsprechen vermochte.

Zwei Karmeliter-Patres, die mit uns fuhren, standen mit leuchtenden Augen am offenen Fenster und tranken den Anblick des heiligen Landes in vollen Zügen in sich hinein. Mit dem einen, Pater Bernhardinus, hatten wir uns schon angefreundet. Er war ein weltgewandter Geistlicher, hatte viele Jahre in Brasilien zugebracht und kam nun von der deutschen Westfront, wo er als Feldprediger wirkte. Viel für uns Neues wußte er von unseren kämpfenden Brüdern im Norden zu erzählen, die in so unendlichem und unsagbarem Heldennut die Mauer im Westen hielten und ständig fester fügten. Wir dagegen konnten ihm Kunde geben von den Kämpfen um die Dardanellen und die Halbinsel Gallipoli, dieses kümmerliche Stückchen Erde, dessen Name so plötzlich aufgetaucht ist und so schnell weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat, wie wohl kaum ein anderer Fleck Erde in diesem Krieg: von Panzerschiffen und Monitoren, von Kanadiern und Australiern, von türkischen Soldaten und der deutschen Marine in den Forts der Meerenge bei der Seeschlacht vom 18. März 1915 berichteten wir ihm, und bald hatte sich eine Kameradschaftlichkeit zwischen uns entwickelt, die, als wir uns trennten, mit einer Bitte abschloß, ihn doch einige Tage im Kloster auf dem Berge Karmel in Haifa zu besuchen. Mit Freuden sagten wir zu.

„Affoulé.“ Umsteigen nach Haifa, Wagen nach Nazareth und dem Berge Karmel sind jederzeit zu haben — so stand es im Reiseführer für Pilger zu lesen. Ach, wo sind die schönen Zeiten hin, wo man sich als Reisender hinstellte und auf das Angebot der arabischen Wagenlenker wartete, ein kleiner König und Herrscher, dessen Hoheitsgrenze sich nur nach dem Inhalt des Geldbentels richtete? Jetzt ist von alledem in Affoulé nichts zu sehen. Dieser Knotenpunkt liegt inmitten der weiten Ebene, auf der einst Napoleon seine Grenadiere in vier Ecken aufmarschieren ließ, um eine Schlacht zu schlagen, beflügelt von dem Gedanken eines Alexanderreiches unter französischer Flagge. Jetzt rollt ein Zug nach dem andern nach Süden ab, beladen mit türkischen Truppen, Artillerie, Munition, Gerät und allem, was dazu gehört, um dem Engländer am Sinai Halt zu gebieten. Wer beurteilen will, was hier unten von den Türken geleistet worden ist, der muß einen Blick in die Arbeitsleistung dieser eingleisigen Bahn getan haben, die, abgeschnitten von jeder Zufuhr an Kohle und Schmieröl, unter der Energie der osmanischen Führer und ihrer deutschen Verbündeten tatsächlich scheinbar Unmögliches möglich machte.

Eifrige Hände waren daran, die Maschinen für die Weiterfahrt nach Süden instand zu setzen, während die ganze Luft unter dem Druck der Mittagshitze zitterte. Glasklar war die Ferne. Im Osten ragte der spitze Bergkegel des „Tabor“ aus der Ebene, und im Norden zog sich die feine Linie des Libanon entlang, aus dessen einer Bergfalte die weißen Häuser der Stadt Nazareth herüberleuchteten. Im Westen verschwamm der Umriß

des heiligen Berges Karmel zart in der dunstigen Atmosphäre des nahen Meeres. . . „Wenn das noch weit ist bis zum Hotel, dann mache ich hier einfach auf der Straße Punkt und lege mich unter einen Torbogen schlafen.“ So schimpfte mein Kamerad still vor sich hin, und meine Ausdrücke, die ich in sein Selbstgespräch hineinschloß, waren auch nicht gerade gesellschaftsfähig, als wir um Mitternacht durch Haifa wanderten und das uns genannte einzige geöffnete Hotel suchten. In Strömen lief uns der Schweiß am Körper hinunter, und nicht der leiseste Windzug gab Kühlung. Der Sirocco, der gefürchtete Wüstenwind, hatte den Tag über geweht und die Straßen und Häuser so mit Hitze gesättigt, daß wir zwei armen Wanderer wie zwischen zwei Backofenwänden gingen, die unbarmherzig auf uns niederstrahlten.

„Wenn wir nun noch heute nacht Wanzen im Bett haben, dann werde ich komplett verdreht werden und mich später eines sanften Tropenkollers erfreuen können,“ knurrte mein Freund weiter. Doch so weit kam es Gott sei Dank doch nicht. Das Haus, das man uns bezeichnet hatte, lag in der deutschen Kolonie zwischen schattigen Bäumen und sah sehr vertrauenerweckend aus. Auf unseren beträchtlichen Lärm erschien zu unserer Freude ein deutscher Wirt und führte uns in ein großes Zimmer mit schönen Betten, in denen nur die Moskitoneze den deutschen Eindruck des Ganzen störten. Nach einer stöhnend durchschwigten Nacht, die aber durch das Heimische der Umgebung erträglich war — hatten wir doch schon schlimmere hinter uns — sahen wir uns in unserer Nähe um. Wir waren mitten in der deutschen Siedelung, die sich im Süden der eigentlichen Stadt zu einer der schönsten in Palästina entwickelt hat. Saubere, gerade Straßen, von Bäumen eingefast, nach deutschem Muster mit Fuß- und Fahrweg gebaut, ziehen sich zwischen den Reihen der hübschen Landhäuser entlang. Vor jedem Flur ist ein Ziergarten angelegt, in dem die herrlichsten Blumen leuchten und Bäume geschickt als Schattenpender angepflanzt sind. Es zeigt sich da wieder einmal, was eine geschickte Bewässerungsarbeit aus diesem unfruchtbar scheinenden Boden machen kann. Die Gärten hinter den Häusern unterscheiden sich in nichts von unseren deutschen Gemüse- und Obstgärten. Wohlstand, Ordnung und Sauberkeit sind auch hier wie überall die Hauptmerkmale der deutschen Arbeit.

Dann gingen wir in die eigentliche Stadt, die nur von Arabervolk bewohnt ist. Langgestreckt am Meere hingebaut drängt sie sich am Fuße des Karmelberges in einige schmale gleichlaufende Straßen zusammen. Die arabische Bauart, mit den glatten Hauswänden und den vielen über die Straße gespannten Torbogen ist vorherrschend. Das Gewimmel auf den Straßen und das Geschrei der Händler und Verkäufer ist genau so wie in allen Städten Syriens, großen und kleinen. Etwas betäubt von der Hitze — der Sirocco hatte plötzlich wieder eingesetzt — gingen wir durch die Straßen, ziellos bummelnd, als plötzlich von links hinter einem Gittertor Gesang und Orgeltöne an unser Ohr schlugen. Wir waren just vor der katholischen Kirche gelandet, und da gerade Messe war, traten wir ein. Der zelebrierende Priester in schönem Messgewand wandte uns den Rücken zu. Von der Empore herab klang die Liturgie, gesungen von einer hohen Männerstimme. Auf dem Altare thronte die heilige Mutter Gottes vom Berge Karmel und schaute mild lächelnd auf eine seltsam aus Eingeborenen und Europäern gemischte Gemeinde. Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als wir in dem Priester, der sich mit der emporgehobenen Monstranz der Gemeinde zuwendet, unsern Freund, Pater Bernhardinus wiedererkennen! Auch er hat uns gesehen und lächelt leise, ohne im Gesang, den er jetzt mit volltönender Stimme aufgenommen hat, zu stocken.

Nach dem Segen traten wir aus der Kirche und wurden aus dem Nebenhause angerufen. Pater B. bat uns schnell, hineinzukommen und den Morgenkaffee mit

ihm zu teilen. So kamen wir in das Karmelkloster. Zwar nicht in das große auf dem Berge, denn das war seit Kriegsbeginn geschlossen, doch auch hier, im Stadthause der frommen Brüder, fühlten wir uns recht wohl. Zwei schöne Tage verlebten wir hier als Gäste unseres Freundes, der auf seinem schlichten schwarzen Rock stolz die Bänder des Eisernen Kreuzes und der bayrischen Verdienstmedaille trug. Das herrlich am Wasser gelegene Haus gab uns häufige Gelegenheit zum Baden, die wir in diesen Tagen der Siedehitze auch weidlich ausnützten.

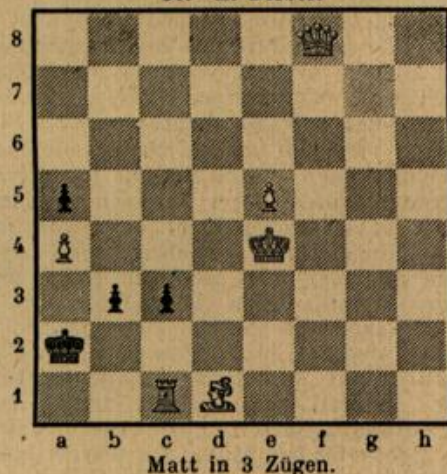
An nichts mangelte es uns. Küche und Keller gaben ihr Bestes her, und zum Abschied zogen wir nach der deutschen Kolonie hinaus, wo bei einem Wirt ein köstlicher Wein verzapft wurde. Im kühlen Schatten saß hier nun zu unserer Freude katholische und evangelische Geistlichkeit einträchtig beieinander, und nur mit Wehmut trennten wir uns von unsern Gastfreunden, um nach Affoulé zurückzufahren, wo wir unser Gepäck zurückgelassen hatten, um von hier aus unsere Fahrt nach dem Süden fortzusetzen.

Spiele und Rätsel.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Verantwortlich R. Wedesweiler.

36. E. Ferber.



Matt in 3 Zügen.

37. E. Ferber.

Weiß: Kb8, Db7, Tg2, Lc6.

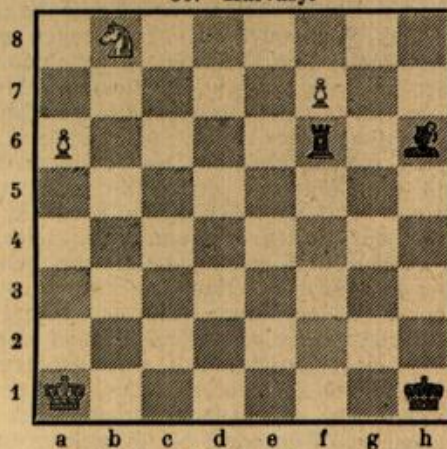
Schwarz: Kh1, Dc2, Bb6, h2. (Matt in 2 Zügen.)

38. Z. Mach.

Weiß: Ke1, Db7, Ta8, e5.

Schwarz: Kf8, Lg6, Se8. (Matt in 2 Zügen.)

39. Harvasy.



Endspiel: Weiß am Zuge gewinnt.

Drei- und Zweizüger sind leichte, aber recht gefällige Stücke; das Endspiel entstammt der „Deutschen Schachz.“, die Lösung steht noch aus. Wir haben versucht, den Verlauf derselben zu finden und bitten unsere Löser um Nachprüfung und Richtigstellung:

1. a6—a7, Tf6—f1+; 2. Ka1—a2 (der w. K. darf den schw. T. nicht auf die a-Reihe lassen, darf aber auch nicht auf schw. Felder, um dem Läufer keine Angriffsmöglichkeit

zu geben), Tf1—f2+; 3. Ka2—c3, Tf2—f3+; 4. Kc3—a4, Tf3—f4+; 5. Ka4—b5, Tf4—f5+; 6. Kb5—a6, Tf5—f6+; 7. Sb8—c6!, T×S+; 8. Ka6—b7!! (Nun ist der a-Bauer nicht mehr zu verlieren, er wird Dame und entscheidet das Spiel.)

Partie Nr. 10.

Weiß: Richardson; Schwarz: Delmar.

1. e2—e4, e7—e5; 2. Lf1—c4, Sg8—f6; 3. Sg1—f3, Sf6—e4; 4. Sb1—c3, Se4×f2 (?); 5. Ke1×f2, Lf8—c5+; 6. d2—d4, e5×d4; 7. Th1—e1+ Ke8—f8; 8. Sc3—e4, Lc5—b6; 9. Dd1—d3!, d7—d5; 10. Dd3—a3+, Kf8—g8; 11. Lc4×d5, Dd8×d5; 12. Se4—f6+, g7×f6; 13. Da3—f8+!! Kg8×f8; 14. Lc1—h6+, Kf8—d8; 15. Te1—e8#.

Lösungen.

Nr. 33: 1. Th5, d6, 2. D×b4+; 1., d5, 2. Dd7; 1., T×h5, 2. D×h5; 1., Tf5, 2. D×f5; 1., ∞, 2. T×T. (Die Aufgabe hat auch unseren Lösern besonders gefallen.) Nr. 34: 1. Dc6. Nr. 35: 1. Lf2. Partie Nr. 3: 1. Te8+, 2. De6+ usw. — Richtige Lösungen sandten ein: Zu Nr. 30, 31, 32 die Herren E. Körper und A. M., zu Nr. 33, 34, 35 und Partiestellung 3 die Herren F. S., A. Dl., J. J., A. L., sämtlich hier; zu Nr. 33 und Partiestellung 3 auch Herr G. Knoll in Johannesburg.

Briefkasten: G. K. In den Aufgaben hat Weiß immer den ersten Zug, wenn nicht anders angegeben ist. — H...e: Ihre Lösungen waren leider alle falsch.

Bilder - Rätsel.



Auflösungen der Rätsel in Nr. 5.

Rösselsprung-Rebus: Besser noch als Geld und Gut ist ein frischer froher Mut.

Diamant-Rätsel: r, Hut, Somme, Samaria, Rumänien, Spanien, Stiel, See, n.